



Beilage zum General-Anzeiger für die gesamte Neumarkt.

Der Lebensabschied Friedrichs des Großen

Zur 150jährigen Wiederkehr seines Todestags (17. August)

Nach historischen Quellen

Von Dr. Schäffer

Der große König, der das kleine Preußen zur europäischen Großmacht erhoben hatte, welche im Herbst 1785 zum letzten Male in Schlesien, um das er drei ruhmreiche Kriege gegen ein Volk von Feinden geführt hatte,

Beim Abschluß von der Provinz, die er mit Blut und Tränen gewonnen hatte und die er besonders liebte, reichte er dem Korpskommandanten die Hand und sprach mild und resigniert: „Mich kostet Er nicht wieder. Und wenn ich tot bin, wird es still sein in Preußen werden. Was ich habe, kann in 20 Jahren zusammengebrochen sein!“

Sieben Stunden hatte er an diesem Herbsttag noch in einem kalten und harten Regen zu Pferde gesessen und alles Ungemach der Witterung ruhig ertragen, obwohl schon seit Jahren die Sicht seine alte Kraft verehrte.

Als er nach Potsdam zurückgekehrt war, wurde er ernstlich und anhaltend krank, und bald äußerten sich die bedrohlichen Vorboten der Wasserfucht.

Mit Neujahr 1786 trat Friedrich in sein 74. Lebensjahr und in das 46. seiner Regierung.

Wegen der Schwäche, die sein Körper hatte man in jungen Jahren mehrfach für sein Leben gefürchtet. Die harte Jugend unter feindlichen Überfällen, die vielen Kriegsjahre mit allen Entbehrungen des Feldes und der Schlächte, die unermüdbare Arbeit im Dienste seines Staates und Volkes hatten ihm schon in mittleren Jahren das Gepräge eines höheren Alters gegeben. Aber sein Genesungswille war der alte gelebte, doch in den letzten Monaten seines Lebens arbeitete er täglich nicht unter sehn Stunden und ging ganz auf in den Plänen seines Regierungsreiches.

Sein Leben, dessen wundersamer Verlauf, dessen Erfolge eine Welt in Bewunderung gesetzt hatten, neigte sich sichtbar seinem Ende zu.

Am 4. Februar 1786 hatte er den schweren Anfall der Wasserfucht, von dem er sich nie wieder erholen sollte. Seit diesem Tage verfiel er sichtlich.

Neun Tage zuvor, den 26. Januar, war sein alter treuer Ritter gestorben, der letzte der Generale aus der großen Garde der drei schlesischen Kriege, an dem sein Herz immer besonders gehangen hatte.

Das Ereignis hatte den König tief erschüttert. „Im Kriege kommandierte er immer die Vanguards“, sagte er tief bewegt zu dem

Generalleutnant von Rohrbach, „auch mit dem Sterben hat er den Anfang gemacht. Ich führe die Hauptarmee, ich werde ihm folgen.“

Das lange Leben war für ihn einsam und trist geworden. Die Freunde, die Jugend-

und Kampfgenossen waren tot. Ohne die Gattin an der Seite, ohne Kinder um sich her, selbst mit seinen Bildern wenig verhüllend, sah sie ihm schon lange jeder traurige Umgang. Auch zu dem Thronfolger, dem Bringen von Preußen, gestaltete sich sein näheres Verhältnis. Manche Gründe hatten die gegenseitige Mäte veranlaßt, und wohl auch die große Sorge des Königs, daß der Webers und Ginslingswirtschaft seines Nachfolgers das Werk seines Lebens so bald zerstören könnte.

Einige Windspiele, die ihn umsprangen,

waren die einzigen Gefährten, an denen er mit Liebe hing. Sie waren beständig um ihn

und brachten ihm bis zu seinem letzten Augeblick wirkliche Freude. Einem von ihnen,

dem Weißlingshund, lag stets auf der Seite

seines Herrn auf einem besonderen Stuhle, im Winter mit Kissen zudeckt, und schafft Ruhe zu Füßen des Königs.

Ende April 1786 überredete der französische aus dem Stadtschloß Potsdam in seinem Gespöck Sanssouci, seit 48 Jahren stand der schlichte Klosterbau oben auf der Anhöhe zwischen den Terrassen, die in leichtem musikalischen Abhöhnen hinunterführten.

In dem Tode der Schlachten seiner Krieger hatte er sich immer wieder schmerzlich nach dieser Stadt des Friedens, des „Haus Sorge“, gesehnt.

Berlungen war schon lange das fröhliche Treiben auf Sanssouci, versummt das heitere und ernste, von Geist und Laune überprädelnde Wortspiel der Tafelrunden — und auch längst schon ausgetanzt der Barberinengleiche Spiel der Terpfidore.

Still war es um den altenen König geworden, für den das große ewige Schweigen immer näher heranzog, — alles auslöschen, was das

Geschick an Sonne und Glanz, Arbeit und Mühen, Erkenntnis und Enttäuschungen

bereit hatte und nur eines unsterblich zu rückschaffen: seines großen Namens und seines ewig strahlenden Ruhms!

Auch sel tener wurden die Besuche bedeutsender Zeitgenossen, die dem Mann des Jahrhunderts galten. Wie die Freuden zwischen den untergegenden friderizianischen Zeitepochen und aufsteigenden neuen Weltordnungen erschienen uns deutlich die Besuchauer Franzosen in diesem Frühjahr 1786 bei dem kleinen Preußenkönig. Das Gäflebund Park von Sanssouci hinweg, bis zur blauen Havel, wo noch heute zur Sommerzeit die Biergässlein eingetreten. Er trug immer denselben abgeschabten blauen Rock, und Reife von Schnupftabak, die seiner Hand entfallen lagen dicht auf seiner weißen Weste.

Über auch in dem zunehmenden Berfall

des äußeren Menschen verriet eines immer den König; der feurig, durchdrängende Ablerblid, der ihm nie verlor.

Und die wunderbare Freiheit des Geistes durchdrückte auch die letzten Monate dieses großen Fürsten und Menschen. Als Woden vor seinem Tode sprach er zu seinem treuen Vorleser Dantat: „Wüste ich alles, sähe ich alles, meine Untertanen sollten gewiß glücklich sein.“

Mit stolzer Gelassenheit und Tapferkeit kämpfte der König gegen die zunehmenden Schwächeanfälle an. Wer je länger, desto öfter konnte er nicht hindern, daß ihr Schloß übermannete.

Bald konnte er überhaupt nicht mehr sie-

gen und mußte ununterbrochen seine Tage in einem Sessel zubringen.

Am 21. Juni wurde sein Zustand so besorgniserregend, daß der Minister Graf Herberg den damals berühmten hartherberen Leibarzt Zimmermann mit der Elspitze aus Hannover zu Berlin holen ließ.

Aus Zimmermanns Aufzeichnungen, die vom 24. Juni 1788 bis zum Tode des Herrschers gehörn, ist mit erschütternder Härheit zu entnehmen, wie thöher Friedrich II. und wie er dennoch in jedem sommersfreien Augenblick an dem eingelaufenen ministeriellen Aften arbeitete. Dagegen mußte ihm Vandal Voltaires „Precis du siècle de Louis XV.“ ab schnittweise vorlesen.

„Dafür getan, um am Schluk der Krankheit unterzuhalten, ohne ihm zuversiche Leibarzt Zimmermann in 27 Tagen 33 mal sah immer umgekramt zu seyn. Der Tod begann Pausen zu meiden.“

In einem Mantel geblüft, in einem Sessel sitzend, verlangte der König die volle Erklärung über seinen Zustand. Der Arzt Zimmermann verhehlte ihm das Hoffnunglosse der Lage nicht. Mit stoischer Ruhe nahm Friedrich die Gewissheit eines nahen Todes entgegen. Er dankte dem Arzt durch einen herzlichen Händedruck und durch ein gütiges Lächeln.

Als ob er noch

Den kirchlichen Gedächtnisfeiern in der gesamten Monarchie wurde der Bilebetzt zugrunde gelegt: „Ich habe Dir einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden Namen haben.“

Die düstere Vorahnung, die der Greis in Schlesien ein Jahr zuvor ausgesprochen hatte: „In zwanzig Jahren kann mein Brautsalzgämmchen geben sein“, sollte sich schärflich erfüllen.

Friedrichs Tochter und zwei Monate nach Kaiser Napoleon in Tegel am 25. Oktober 1806, ritt

in der Garnisonkirche fast er an den schlichten Sarkophag von Preußens größtem König und rückte in tiefer Ehrfurcht an die ihm beigelegte Suite von Marthallen und Generälen die Worte:

„Ein Reich hat ihn nicht lange überdauert. Über wenn dieser Mann noch lebt, wären wir nicht hier.“

das Letzte an Lebensenergie

herausholen wollte, r-s sein geschwächter Körper herab, begann er jetzt mit der Regierungssarbeit schon am ganz frühen Morgen, an dem er sich am wohlsten fühlte, und bereits um 4 Uhr mußten die vortragenden Räte sich beim König melden.

Am 2. August sagte er zu dem Minister Herberg: „Es tut mir leid, daß meine Räte schon so früh auftreten müssen. Aber mein Zustand macht diese Mühe notwendig, die nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Reise. Die Zeit, die ich noch habe, gehöre nicht mir, sondern dem Staate.“

Sein Wesen wurde in diesen Tagen wieder seiner Launenhaftigkeit, sein mürrisches Mützenwasen und lieb Güte und Nachsichtsweise seiner früheren Jahre wiederkehrten.

Am 15. August trat die Krankheit in die seit langem beschleifte lechte Fissi. Friedrich läßt an diesem Tage bis mittags 12 Uhr, während die Räte und Mitarbeiter seit 4 Uhr im Bogenzimmer warteten.

Der Raum war er erwacht, so verlangte er mit schwacher Stimme nach den Kabinetttränen, mit denen er dann zwei Stunden arbeite, um wieder in den tiefen Schlaf zu versetzen. In diesen zwei Stunden hatte er auch den Kommandanten von Potsdam, Generalleutnant von Rohrbach, die Dispositionen zu einem Manöver der Potsdamer Garnison für den nächsten Tag ertheilt, und leuchtender Auges erzählte er damals von Ereignissen der Leutener Schlacht.

Am Morgen des 16. Augustes verschlimmerte sich der Zustand bedenklich. Sein Haupt zu heben, sah' ihm die Kraft, die Sprache fieste, das Bewußtsein föhlen aufzuhören. Nur die Leibkraft hielt sie stahlblaue Adleraugen war noch ungetroffen.

Generalleutnant von Rohrbach trat an den König, nahm sein Abbot zu erhalten. Aber der Anblick des hilflos Dalleskenden, der sich mühte zu sprechen, ohne daß er ein Wort über die Lippen bringen konnte, der Anblick dieses Mannes, der dessen Genie und Größe eine ganze Welt sich gebeugt sah, erfüllte ihn derart, daß er das Zaudern aufhob, das Gesicht hielten, sich schweigend zum Fenster hinwandte.

Die Nacht vom 16. zum 17. August 1788 war die letzte, die der große König erlebte. Die Veine des Wasserflusses begannen zu erfaulen. Aber noch immer lämpfte das starke Leben mit der Vermüting des Körpers.

Als die Uhr die elfte Nachstunde schlug, öffnete der König die Augen und fragte den Kammerdiener Strügl: „Wieder Uhr ist es, mein Sohn? Weck' er mich um vier Uhr zur Arbeit.“ Dann traf ein leichter Blick aus den Augen die gelebten Windspiele, die auf den Sofselfen lagen. „Deke dir mir die freuen Diere zu,“ waren des Königs leise flüsternen geforderten Worte. Ein neuer Hustenanfall erschütterte ihn so, daß er aus dem Bett herabzustürzen drohte. Der Diener Strügl kniete neden dem Stuhl nieder und hielt drei Stunden lang mit den Händen den König aufrecht, um ihm Erfrischung zu bringen, — der letzte Dienstbescient des freuen Dieners an seinem Herrn.

„La montagne est passée, nous irons mieux! — waren die Abschiedsworte des Königs von dieser Welt.

Damit Minuten nach zwei Uhr schwand der Atem. Der Mund zuckte zum letzten Mal leise...

Friedrich II., der Einsige, war tot! Es war der 17. August 1788. Der im Vorraum wartende Minister Graf Herberg trat in das Sterzimmer und drückte seinem Herrn, in Schluchzen ausbrechend, die Augen zu.

Um Morgen eröffnete der neue König Friedrich Wilhelm II. in Sanssouci.

Des großen Königs Herzengewünsch, auf der oberen Terrasse seiner geliebten Sanssouci neuen Windspiele in der Gräft, die später mit der marmornen Grotte des französischen Adam geschmückt wurde, um zu werden, erfüllte ihm der Nachfolger nicht. Er bestimmte die Garnisonkirche als „würdigste Ruhesäte“ seines großen Vorgängers.

Im Potsdamer Stadtschloß wurde der tote König bis zum 19. August aufgebahrt.

Offiziere der Potsdamer Garnison hielten hier wie Standbilder von Erz schweigend und unbeweglich die Totenwacht.

Und zu führen des offenen Sarges wurde in den Nachmittagsstunden des 17. August der Krang der Königin niedergelegt, gewunden aus Eibenzweig und Bergkirschenimmieth.

Der Teerofen in den märkischen Wäldern

Nicht selten stößt der Wanderer, der zur schönen Sommerzeit unsere heimatlichen Wälder durchstreift, auf einsam idyllisch gelegene Waldweitergeröthe oder Holzhäuser, die den Namen Teerofen führen. Stellt man die Frage, welche Bedeutung es mit der Bezeichnung „Teerofen“ habe, so dürfte die Zahl dieser, die um eine Antwort verlegen sind, nicht gering sein.

Steigen wir hinab in die Berggemarkheit, es war eine Zeit, da der größte Teil der Menschen noch bodenständig war, sind jedoch Landshaft, in der er völlig ausging und von der er annahm, was sie ihm am Nutzen und Gifte bot. Von der Landshaft hing die Form des menschlichen Daseins ab. Wenn Tacitus von den Germanen erzählt, daß sie sich einsam und abgesondert ansiedelten, „wo gerade ein Quell, eine Quie oder ein Graben einläßt, wo trifft es im übertragenen Sinne auf, aus den Teerothen zu, der in völliger Weltgesellschaftlosigkeit seine Siedlung einrichtete. Minnit der Waldreichen, jedoch so, daß Zukunftsgeboten waren, wurde die von einem selbstfamen Bauber umwohnen Teerothe mit dem Leben der Kleinvormertung. Geheimnisvoll war die Kunst der Kleinvormertung. Es war Ehrenjage, keinen Überzeugungen treuen Einbildung in die Beriegsgeheimnisse zu genähern. Es hat Teerothen genug gegeben, die ihr Gehöft mit einem hohen Zaun umgaben, nur damit niemand Gelegenheit darin, die Geheimnisse des Berfahrens zu erforschen. Besuchte jedoch ein Berfahner der anderen, so wurde mit Stolz der Berfahrt gezeigt.“

Jahrhunderte alt waren zumeist die Teerothenreien in den märkischen Wäldern, und meist waren es auch immer die gleichen Familien, die sie innehabten, denn wie bei dem mit der Natur verbundenen Beruf war es auch bei den Teerothenreien üblich, daß sich ein Betrieb vom Vater auf den Sohn fortsetzte. Erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts gingen die Teerothenreien in unseren Wäldern ein, als die moderne Technik sich ansiedelte, eine Konkurrenz zu machen. Zwischen den Besitzern der Wälder und den Teerothenreien, der als Pächter auf seinem Grund und Boden saß, bestanden Verträge, in denen die Geschichte des Pächters genau umritzen waren. Er durfte die mächtigen Kleinstuhlen fördern, die die Art des Holzfällers zurückgedrängt hatte. Nicht brauchbares Kiefern- und Lagerholz durfte der Teerothenreier zum Bauen und Schneiden verwenden.

Auch Dorf wurde zur Teergewinnung benutzt. Mit einem eigenen Werk wurde das Rohmaterial zur Teerothenreie gefahren. Hier machten sich die Arbeiter des Teerothenreiers daran, den Stein kein säußerlich auszuholen und in kleine für den Teerothen berechnete Stücke zu spalten. Dabei mußte streng darauf geachtet werden, daß die Kiesstücke frei von Sand blieben. In dem kleinen vorbarthorischen Teerothen wurden dann die Kleinstuhle, ähnlich wie beim Metzelschaffen, aufgestellt. Man darf nun nicht annehmen, daß der Stein durchweg verbrannt wurde, da ja der Nebenrest nach Menge gewesen wäre. Nein, zwischen dem

eigentlichen Tiefen und einer äußeren Umkleidungswand befand sich ein Luftraum, der mit der Außenwelt durch Öffner in Verbindung stand, die in der oberen Hälfte der Umkleidungswand in gleichen Abständen eingeschlossen waren. Der Ort mit dem Kiel gefüllt — bis zu 50 Raummetern und mehr lagte jede solcher Hölen — so begann der Brand, der sechs Tage und sechs Nächte dauerte. Die Feuerungsstelle, die von außen gut sichtbar war, wurde von einem fachkundigen Arbeiter so bedient, daß sich eine stets gleichbleibende Höhe entwickelte. Die Hitze ging durch den vorerwähnten Luftraum und wirkte so auf den Tiefenraum ein, wobei die Aufblöcher in der Außenwand für Regulierung sorgten. Am Innern des Riesenkessels fing es bald an zu schmoren, und die aus dem Kiel sich absondernden Flüssigkeiten gelangten durch eine Dichtung in einen Trog, der außerhalb des Hölen angelegt war. Durchstichs. Sorgfältig beobachtetes

die Tiefenwärter diesen Ablauf, interessiert wie die Glühdengießer bei ihren Güssen. Denn es gab ja sämtliche Produkte getrennt aufzutragen. Da tauchten auf dem Wasser schon die ersten Fettgängen auf. Schnell wurden sie mit Kellen abgeholt. In immer größerem Mengen kam das fetthaltige Fleisch zum Vorwärmen, während der Wasserabfluß allmählich verstopfte. In besondrem Kessel wurde das Staublatt erhitzt und abgeläuft. Einem Laufstrom im kleinen vergleichbar, wälzte sich die dunkle Masse, der neugewonnene Teer, in die von Menschenhand geschaffenen Bahnen. Große Tröge, die man aus riechigen Kiesen ausgehauen hatte, nahmen die Teermassen auf, die dann später in Fässer gefüllt wurden.

Heute blenden kaum noch mehr als die Männer von den Tiefenraum in unseren märkischen Wäldern, die mächtige Technik ging über sie hinweg. Bedächtig steht der Wanderer an diesen Stellen, die beschwingte Phantasie malt Bilder, in denen die Poetie lebt.

Mansfeld kommt und bewog die Bergleute gegen ein Versprechen von 40 Reichstalern zur Wiederaufnahme der eingestellten Arbeit. Das Graben und Süden nach Gold und Silber begann von neuem. Es wurde ein neuer Schürf angefangen und zwar da, wo die Blänschtrute so verheblich voll einen Gang über die Berge angezeigt, nach dem alle anderen Gänge außer austraten. Der Mansfelder Bergmann da die besten Hoffnungen.

Der letzte Bericht Bergers datiert vom 21. Juli 1899, danach hatten die Leute sechs Tage hergestellt. Der eine war fünf Klaster tief eingetieft, man vermutete bestimmt die erlebte Silberader zu treffen; aber man hatte nichts als Sand und wieder Sand, höchstens „zur guten Rüdiburg“ etwas Eisenstein gefunden.

Die Bergmänner klagten immer wieder, daß sie den Sand und das Wasser nicht auf den Erzen gelangen könnten!

Die Alten schwören dann! Die Arbeiten sind nun bald eingestellt worden. Das mit vieler Hoffnung begonnene Gold- und Silberbergwerk von Driesen nahm damit ein unheimliches Ende.

n.

Gold- und Silberbergbau bei Driesen

Im Geh. Staatsarchiv zu Berlin befindet sich über den Bergbau bei Driesen ein Schriftstück, das der Heimatforscher Prof. Dr. P. Schwarz in den Schriften des Vereins für Geschichte des Neumarkt veröffentlicht hat und dem wir folgendes in gedrängter Kurze entnehmen! —

Der Arzt, Kalendermacher, Astrologe und Altmühlt Leonhard Thurnher lebte in Berlin am Hofe der Kurfürsten Johann Georg (1571—1598) und Joachim Friedrich (1598 bis 1608). Derartig Altmühlt und Goldsucher findet man in damaliger Zeit oft an den Fürstenhöfen. Man hoffte von ihnen, daß sie „Goldmänner“ und die oft därtigsten Kaiser der hohen Herren führen könnten. Selbst in unsern Tagen tauchen ja solche Erfindungen auf und finden auch Gläubige! —

Dieser Leonhard Thurnher behauptete nun in seinem Buch „Blion“, daß hier in der Mark im Boden und in den flüssigen reiche unterirdische Schätze an Gold, Silber und Edelsteinen mangelsfähriger Art vorhanden seien und daß auch genau nach wo diese Goldvorräte zu suchen wären. Das erregte in vielen Herzen heile Wünsche und trockne Hoffnungen. Man hat gewiß an vielen Stellen gesucht und geprägt, aber leider vergeblich! —

Zu diesen Suchenden gehörte auch Kurfürst Joachim Friedrich. Er befand sich im Herbst 1598 bei Driesen auf der Bärenjagd. Der erreichte ein eigentlich auf Erde keine Aufmerksamkeit, als daß seine Meinung das gefürchtete rote Gold bergen müßte. Auf seine Bitte schickte der Bergamt zu Joachimsthal in Böhmen einen Steiger und einen Hauer, die über Rütschin und Landsberg von dem Kammermeister Kipper Berger an Ort und Stelle nach Driesen geführt wurden. Die beiden böhmischen Bergleute untersuchten nun vom 8. bis 10. Mai 1599 mit der Bärenjagd eine einzige Berge bei Driesen, ermittelten „trostlose Stütze Silbergänge“ und begannen vor dem Dorfe Karbe an einem Orte zu fördern, auf den die Blänschtrute „gar leicht stark“ gedeutet hatte!

Dem wartenden Kurfürsten wurde vom Kammermeister Berger gründlich Bericht erstattet. Danach hat die Blänschtrute auf dem hohen Berge an der Hohen-Karziger Grenze 21 Weißstöbergänge angebunden. Von dort her über den Berg, so von Friedeberg nach Karbe geht, schlägt die Rute 73 Weißstöbergänge stetig stark an, darunter auch etliche Schläne von Ronolzberg. Bei dem Berge an der Karbeler Mühle zeigt die Rute 4 Gänge Weißhauer. Am Ende des Goldbruchs ist es, welches nach dem Karbeler Mühlenteich gehet, wo alda vor vielen Jahren nach Gräben gesucht sei soll, wo noch jetzt die Stollen und Gräben beweilen und woher auch der Name Goldbruch stammt, zeigt die Blänschtrute nur auf drei Gänge Gold, aber nicht

mehr. „Wegen dieser Geringheit haben vor alters die Gräber gewiß das Suchen abgeleistet und gelöscht“ — So werden noch die verschiedenen Stellen angeführt bis hinter den kleinen Kubinen, wo die minderbare Rute 40 mal ausfällt. Es mögen die angegebenen Berufe genügen. Nur einer sei noch erwähnt; da heißt es: „An den Bergen, da Kurs. Gnaden im vorigen Herbst den Bären geschnitten, und da die rote Erde vorhanden, deute die Blänschtrute keine Gänge. Die Bergleute meinen, daß solche Erde keine Anzeichen gibt, es sei nur schlechte, rote Erde.“ So waren im ganzen 248 Gänge Weißsilber und 3 Gänge Gold angezeigt.

Die Bergleute begannen nun mit dem Einführen und zwar an den rechten Einschlüßen, und zwar da wo an 73 Gänge „vielfach ineinander streichen“ und hinter der Erdmannshausen Mühle, wo sich 40 und mehr Silbergänge zeigen. Dieser Bericht schließt: „Wollt gebt Glück und werden Egeren dazu. Gott soll fleißig darüber gehalten werden, daß die Bergleute infandis fortsetzen und Kurs. Gnaden zu Schaden nicht seien, noch sauen. Driesen, den 12. Mai 1599.“

Es wurden von Berger dem Kurfürsten zwei Proben der ausgewaschenen Erde mit überbracht. Die eine war ihm von den Bergleuten ausgethanzt; die andre hatte der vorwitzige Mann selbst entnommen. Und siehe da! Die Probe der Bergleute enthielt nach genauer Untersuchung Vermischungen von Goldstaub, weißtblau und sehr reich.“ Die Probe Bergers war richtig, echter, märkischer Sand. Die Bergleute hatten gemogelt. Der Kurfürst schrie zutreffend: „Aber Deine gesuchte Gegenprobe, daran Du recht und wohl getan, gib uns gefäßlich Nachdenken, als ob die Leute zu ihrem Vorteil ihre Erze verfallen hätten!“

Es wurde nun lästig gegraben. Am 5. Tage stürzte das lofe Element so heftig nach, daß die Arbeit an dieser Stelle aufzugeben werden mußte. In einem andern Ort brachten bei drei Kläfern Tiefe gemäßige Wasserstrassen mit Treibland ein und machten jede weitere bergmännische Schürfarbeit unmöglich. — Die Leute erklärten, sie müßten unbedingt auf Felsen stoßen, wo die Erze enthalten sind, sonst sei jede Arbeit fruchtlos. Metalle seien die Blänschtrute träge nicht!

Man versuchte nun hinter der Erdmannshausen Mühle. Auch erzielten noch ein vom Kurfürsten gesandter neuer Autengänger vom Bergamt Freiberg in Sachsen. Aber auch er war gegen den rinnenden märkischen Sand machtlos! — Endlich gaben sie den mühseligen Kampf auf, denn die Bergleute beriefen sich auf einen vom Bergamt gemachte Zusatz, dem Kurfürsten keine unnötigen Kosten zu verursachen.“

Aber Joachim Friedrich gab nach dem ersten misslungenen Bericht die Nach nicht auf. Er ließ noch einen Steiger aus

Spedluchen und ein Bindesuk!
Allerlei Interessantes von alten märkischen Ertebräuern
Von Gustav Metzger

Unsere Mark Brandenburg ist für den Volkstrümjor, der nach alten Höhlen und Ertebräuern sucht, heute noch eine reiche Quelle und eine unerschöpfliche Grundpuppe. Allerdings darf man auf seinen Erforschungen nicht die launigen Berkersabden seines Vaters sein lassen. Man muß schon auf unscheinbare Feld- und Waldwege in das Innere der Mark dringen, und dann hält es oft noch schwer, dort die richtigen Quellen altmärkischen Volkslebens zu entdecken. Wer aber erst zu diesen stillen Stätten und verträumten Wäldern vordringen will, der kommt eines Tages mit einer reichen Beute nach Hause.

Hoch oben in der Udermark, da gibt es heutzutage noch derartige märchenhafte Landschaftsbilder, wo es, wenn man das Dorflein betrifft, schon von weitem nach fröhlich klangen aus den Bauernhöfen riecht. Und wenn man gerade zu der Stunde über die Straße kommt, da die Bauernsturen den dünnen braunen Spedluchen aus dem Ofen zieht, dann kann man das Bild haben, eine Strohprobe dieses bürgerlichen Schätzls zu erhalten. Warum gerade Spedluchen? Die Bauernfrau wird bei dieser Frage lächeln und mit einem Stoß zur Antwort geben, daß Spedluchen nun einmal zum Anfang des Erns gehört. Das war nun schon zu Vaterzeiten so und worum sollte es jetzt anders werden? Die Bäuerin wird aber auch zugleich zum Befehl geben, daß sie diesen Spedluchen nicht etwa auf Vorrat gebaut hat für eine Woche, trotzdem es so feinen könnte, denn eine kattleiche Maus aus Kuchenblechen kann man auf dem großen Brotzug liegen sehen. Er könnte gut für eine örtliche Hochzeitssgesellschaft reichen. Über der Spedluchen muss „frisch“ gegessen werden, so wie er aus dem Badosen kommt. Sie schaft mit der Magd auch gleich die vielen Bleie auf den Bauernhof, wo ein Einpänner bereit steht, der diese Spedluchenmenschen aufs Feld bringt sol zu den Erntearbeitern. Zur Besperrzeit ist jedes Kleintier, jede Magd, jeder Männer und jede Wölfin im Bettel dieses köstlichen Ertebräusens. Und die Bäuerin sitzt dann mitten unter ihnen und bepert mit. So will es der alte Ertebrau, Berggericht wird der Spedluchen aus einfachem Broteleig, dann klingt die flinke Frauendame die kleinen Spedluchsen auf den Zeig, überfreit das Gang mit selber Sahne und läßt so das Gebäck in den großen Gartenboden wandern. Es gehört allerdings so ein bisschen Backfrost dazu, den richtigen Bohlgeschmack

zu treffen. Und zum Vobe unserer Bäuerin
sei es gesagt, daß ihr Kuchenrezept ihr alle
Wäre macht!

Der düstrende Speckluchen hat es anscheinend auch dem Schlächtemeister aus der Kreisstadt angetan, der gerade über das Feld gewauern kommt, um, wie er sagt, mit dem Bauern ein Kalb auszuhandeln, das er nötig für seinen Schlächtkoch gebracht. Bevor er auf die Kuh aufsetzt, erhält sie nicht

hafte getan, um am Schluss der Ernte bei
der sogenannten „Auffüste“ als Lanzasse
der Dorfmusik zur Verfügung gesetzt zu
werden. Was an der Summe, die die Muß-
tanten forderten, noch fehlte, das wurde von
einzelnen Bauern gern und freudig bei-
gesteuert, war doch diese Auffüste nicht nur
in Vergnügen für die Knechte und Mägde,
sondern ein Dorffest im besten Sinne des
Wortes.

Barbenfroh war auch das Bild der vielen Senftenholzstiefeln, wenn die Erne beamm. Jeder Wähler trug nicht nur einen unten Strauß aus frischen Gartenblumen in seinem Hut, sondern auch sein Senftenholm schmähte sich mit einem breiten Seltenband, das ihm eine Magd oder eine Bauerntochter gefügt hatte. Alle Gegenseitig erhielten die Magde und Bauernhäusler in ihrer Eigenschaft als „Bünderinnen“ ihren selbstgeschnittenen Bindelstock, der manchmal ein kleines Kunsterwerk der Schnitzkunst war. Heute noch kann man solche Bindelböcke und Senftenholzstiefeln in den Truhen unserer Bauernhäuser antreffen.

Erbffnet wurde der Erntebeginn mit einem Gottesdienst in der kleinen Kirche, in dem alle, die an den Erntedankfesten teilten, in Arbeitskleidung teilnahmen. In diesem Tage beteten sie die Männer und Frauen, die Mäher und die Wäbinerinnen mit ihren blumen- und bündelschmückten Szenen, Harfen und Bindebünden zur Kürde, um bei Gesang und Predigt die schwere Zeit ihrer Erntearbeit zu beginnen. Von der Kirche aus gings dann folglich aufs Feld, „daus hneiden die religiöse Ernte!“

mußte mit leerem Ventel zornersfüllt abziehen. 1782 stand nun das ganze Dorf wieder bereit, dem König zu empfangen. Viel früher als sonst sagte dann auch das bestckte Gefolp die Ede, und während die Pferde ausgespannt wurden, neigten sich der Dreispitzfriedrich und seine etige Hakennase aus dem Wagenfenster:

"Ist das Döselin?"
"Ja, Ihr Majestät!"
"Hier will ichbleiben!"
"Nein!"
Damit hauft Pfund den neu vorgespannten Pferden über den Schwanz, und Pfarrer und Gemeinde fahen mit öffnenden Mäulern das Gesicht im Staub entzwindein. Pfund läßt sich in Münderberg ausspannen, wo er dann seine Taler befam.

Pünds. Auf reicht übrigens wegen folgender Vergewaltigungen des schläfrigen Schlafendfeuers sehr weit. Hundert Geschlechter werden von ihm erzählt. Eine der besten ist diese: Als heide Käuflein und Königin einmal auf märkischer Landstraße hielten, um sich die Gegend anzusehen, flochte Friedrich im Gebrüll seinem Kutscher auf die Schuhler. „Na, Pünd, blieb Er sich nicht ein, das Esst so in Lande umherfahren darf?“ „Doch, Maister!“, erwiderte Pünd mit dummem, gleichgültigem Gesicht, „mir ist es eigentlich ganz egal, ob ich eine Freude Mist fahre oder einen Wagen.“ — Der Königin stieg wieder in seinem Wagen.

Weitere Berühmtheit verbandt Döselin dem „alten Witkey“ und dem Judenthe. Dem alten Witkey deswegen, weil er Schmiedemeister war und im Verlauf weniger Minuten alle Reibenäpfe voll Pflanzfischen ohne Schwierigkeit zu verdauen vermochte. Um dem Judenthe deswegen, weil in ihm ein alter Jude spult. Der hatte, als er hier noch wohnte, mit dieser Beschränkung abgab, die Beschränkung, in gerüffelter Weise die kürzigen und nicht dünnnen Döseliner, Ebensteines und Waldbäriger Bauern zu betrügen. Das traf am ihre Seele, und als sein Maß voll war, machten sie sich auf, um fämmelich zu verhauen. Der alte Kirche, mit krummen Bönen stellte er über die Berge; aber die Rambachnaudende waren dicht hinter ihm. Mit einem Male aber hatten sie keine Fahrt verloren. Verdüstet standen sie am Schiff eines Sees, dessen Oberfläche noch leichte Ringe zog. Dort rumorten er in schwarzen Rädchen noch jetzt, schimpft auf seine Verberber und läßt seine Wit auf den krummen Weiden aus.

*

Das sind einige der Dolgelliner Verhülfte,
heilen. Es gibt noch manch andere und ähnliche.
Gräber aber als alle Verhülfte
find die stillen, ungerührten Taten, den
Dorf birgt, wie sie von so vielen Dörfern der
Mark gelagert werden könnten. S' manches
prächtige, knorrige Bauerndom sitzt auf sei-
nem Hof und ringt mit hartem Bauernmutter-
um Scholle und Baterland. Und wenn ich an
Dolgellin denke, fallen mir nicht die lustigen
Geschichten von den Pastor-Enten, vom Kita-
der Punkt und vom Jugendfeuer ein, sondern
der alte Dolgelliner Bauer steht vor mir, ein
buschiges Bräuner und blitzenklares Auge, in Spindel-
hut und Mantel, und seine Stimme ist klar, gewachsen,
seinen Händen manchmal nach dem Fäustl fällt, gewachst
die Städtchen zeigt, wo er eins als Kind saß und
seine Beine zur Parade schwangen, und sie vor
das Denkmal Friedrich Wilhelm III. führt
und mit der braunen Bauernschlacht auf die Bühne
durchsetzt deutet; eine Herrlichkeit erhobt sich die Volk,
aber die Sünde ist der Leute Verderben! —
Das ist, niesleicht das würfliche Dolgellin.

Oh, ihr dollen Volgelineer ...

Eine märkische Redensart und ihr Hintergrund

von Dr. Kurt Hinze

In der ganzen Mark ist das große Bauendorf im Lebusier Land, das jetzt entzbraut zwischen den Roggenbücheln liegt, bekannt. Überall in Brandenburg, ob im Westen oder Osten, im Süden oder Norden, hört man ihn und wieder, wenn jemand seine Entzprüfung oder sein Erstauen ausdrücken will, den zu einer Esterweller gewordenen Satz: „Ob, ihr tollen Dolgeliner.“

Was hat es mit dieser Redensart für eine Gewandtheit? Das Bemerkenswerte an ihr ist, daß sie ihrer Ursprung einer sonst sehr frommen Kanzerelie verbunden. An einem sonnigen Sonnenmittag schmetterte sie ein Waller Hennemann vor der Tafel, um alle Dänen zu erfreuen. Ein junger Herr, Obersturmwachtmeister und Leutnant der Infanterie, Schmetterte sie, ohne etwas weiterzudenken, in seiner vollständigen Bracht wie solt lantet: „Och, Ihr tollen Dolgeliner! Ihr habt mir meine Unter aufgefrischt. Am jünftigen Tage werden sie mich zum Halse hinausführen: quel, quel!“

Diese rätselhaften Donnerworte rufen nach einem Kommentar, der wie folgt aussieht: Pastor Neumann hatte Enten. Nicht weiße,

und steuern halfen. Auf welche watschelnde Dinger, die der Seelsorger mit seiner ganzen Treue umfogte. Lange schon hatten sie die ersten Pfliessfedern verloren,

Die alte, hölzerne Kirche war voller Blätter und Zweige, so daß sie kaum durch den dichten Busch bis auf die Erde zu sehen war. Der Pastor schwämmte sich mit der Zunge, wenn er sie mit flauem Roschföhren vom Teiche holte, und er dachte dabei ans Erntefest. Aber eines Abends waren sie weg, vollständig weg. Der Pfarrer schwimpfte durchs Dorf, die Schuhläder traktierten, wie die Bauern läden sich um. Der Hohe Graben wurde aus seinem Soden gefräst, so daß Leute würde bestimmt haben, daß man die Enten nicht am alten Ende und Enden hätte es lange gegeben, „Niedelsledelsleit“, aber sie fanden nicht. Sie waren eben weg. Die Enten fanden am nächsten Tage nicht, fanden sich auch am dritten Tage nicht. Zweifellos, dachte der Pastor, haben sie nur schon die

Bauern längst in ihrem Bannt; mit grohem
Brüllen fuhr er an seinem Stüberlich und
schwielige Hause, die sich dann am nächsten Sonn-
tag in befagter Kanzelstube äußerte. Seine
Klage wirkte fort durch Jochzähne hindurch,
und noch heute ist sie nicht abgeschlossen; denn
„Für dollen Dolgeliner.“ Klingt es überall
der Markt, und die Dolgeliner müssen nun
nicht, ob sie sich über diese Verhülftheit freuen
oder ärgern sollen, zumal hier eigentlich un-
ter allen auf ihr Fund, denn sie haben die Paffor-
tenten zu gar nicht verschlungen. Als man an
einem Dezemberabende bei Peter Schrapen beim
Hofstadelreden war und das lebte Gesetz aus
seinem Taschen harken wollte — mein Gott, was ist
denn das! Man horchte mit den letzten Haar-
schäften acht Entengerüste zusammen. An
einem fraglichen Julitage hatten sie nämlich
Hilf unten im Taak gesefzen, als Peter Schrapen
vor einem hockenden Gewitter her mit seiner
Hofstader angeblustert kam. In heiter Hoff-
zettelte er, ohne die Enten zu bemerken, die
Sorben in den Taak gefüllt, um nach den leb-
den Mandeln hinauszuprefzen.

*
So ist Dolgeln berühmt, ohne wirkliche
Heldenstaden berühmt. Sein Ruhm geht
aber noch weiter und hat etwas mit Friedri-
ches Großen bekannten Kurfürst Pfund zu tun.
Durch Dolgeln ging einst die große Post-
straße, die Friedrich der Große jährlich in
Fahrt nach Preußen brachte, wenn er dor-
tige Truppen besichtigte. Von Dolgeln öffnete
er selbst zu Amsterdam und zwar beim
Pfarrer von Dolgeln, war das sehr ange-
bracht. Nicht nur, weil es die Ehre hatte, den
seiner Gatt aufzubergeben, sondern auch, weil
der König ihm für dessen Nachkunstier 100
Taler auszahlten ließ. Die Pariser rissen sich
deshalb um den königlichen Logierplatz und
siedelten sich, indem sie ihm einen Teil kreis-
förmiger Pfund, an den ein einfürstlicher
Kurfürst Pfund. Im Jahre 1781 war aber ein
neuer Pariser nach Dolgeln gekommen, der
von diesem Brauch nichts wusste, und Pfund

Content:

Der Lebensabschied Friedrichs des Großen. Von Dr. Schäffer. — Der Teufolen in den märkischen Wälfern. — Gold- und Silberbergbau bei Drießen — Spektakeln und ein Brandstift. Von Gustav Meissner. — Ein böser Desolinar. Von Kurt Hinze.

Schriftleitung: W. Dahms.